

Zeitschrift: Vom Jura zum Schwarzwald : Blätter für Heimatkunde und Heimatschutz
Herausgeber: Fricktalisch-Badische Vereinigung für Heimatkunde
Band: - (2002)

Artikel: Zur Entwicklung der ländlichen Häuser, Höfe und Siedlungen
Autor: Fasolin, Werner
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-914073>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

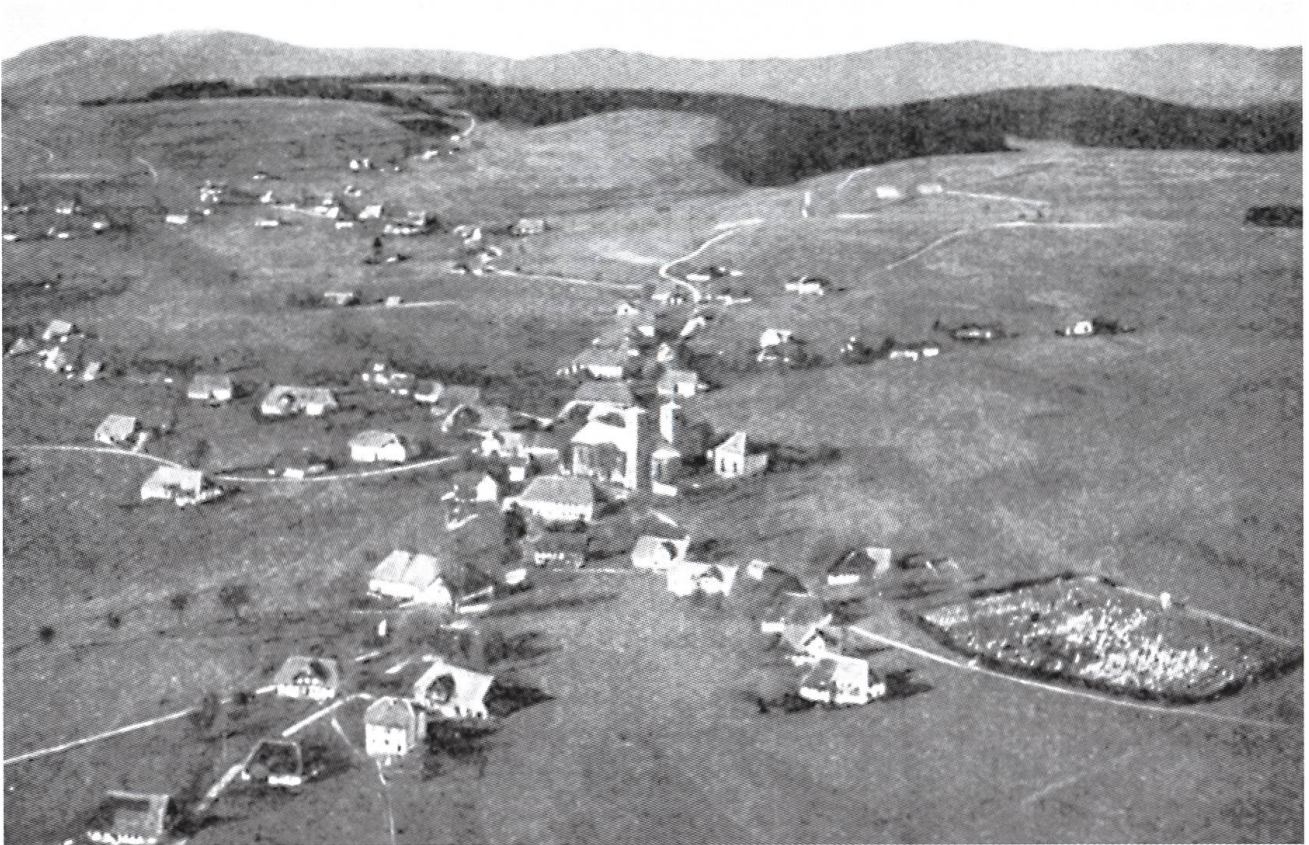
Zur Entwicklung der ländlichen Häuser, Höfe und Siedlungen

Die ländlichen Ortschaften, Weiler und Höfe im Südschwarzwald wie im Fricktal sind das derzeitige Abbild einer über Jahrhunderte fortschreitenden Entwicklung. Nach dem Rückzug der römischen Kulturträger begann die allmähliche Besiedlung durch alamannische Sippen. Spärliche schriftliche Überlieferungen setzen etwa im 9. Jahrhundert ein, und nur das letzte Viertel dieses Zeitraums kann durch schriftliche Quellen etwas genauer nachvollzogen werden. Über weiter zurückliegende Zeiten können archäologische sowie sprachwissenschaftliche Forschungen weiterhelfen. Beide Richtungen geben uns bisher einige Anhaltspunkte, doch wie die Entwicklung der heutigen Siedlungsbilder im Einzelnen vor sich ging, bleibt in vielen Punkten noch rätselhaft.

Es ist bereits erwähnt worden, dass die geografischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen das Siedlungsbild wesentlich mitprägten. Änderungen in der Wirtschaftsweise beeinflussten auch die Strukturen der alamannischen Siedlungen. Für die Siedlungsplätze wurden leichte Hanglagen über den Gewässerläufen bevorzugt. Einzelne stehende Sippenhöfe standen ganz umzäunt und bildeten wohl da und dort locker stehende Siedlungen. Bedingt durch die Bauweise – vom Erdreich aufsteigende Feuchtigkeit zerstörte die Bauhölzer, auch Feuersbrünste stellten eine dauernde Gefahr dar – mussten die Häuser von Zeit zu Zeit neu errichtet werden. Archäologische Befunde aus Südwestdeutschland bezeugen, dass die Neubauten neben den Altbauten erstellt wurden, und nicht darüber. Dadurch wanderte die Siedlung im Laufe der Zeit, bis die aufkommende Steinbauweise sowie im Ortszentrum

angelegte Kirchenbauten eine Konzentration der Hofbauten förderten. Andererseits wurden neue Häuser auch auf den Fundamenten der abgegangenen Altbauten errichtet. Dies zeigt eine archäologisch erforschte Bauabfolge in Möhlin, wo die Spuren mehrerer übereinander liegender Bauten festgestellt wurden, die vom 16./17. Jahrhundert zurück bis ins 13. Jahrhundert reichen.

Seit dem Hochmittelalter kam es durch wesentliche Strukturänderungen zu einer Verdichtung von Einzelhöfen und Hofgruppen, wodurch mehr und mehr in sich geschlossene Siedlungen entstanden. Siedlungsgrenzen wurden durch Vertreter von Grundherrschaften festgelegt. Zunehmend weiterentwickelter Ackerbau erforderte eine ausgeklügelte Organisation, um wechselweise auf verschiedenen, jeweils eingezäunten Fluren das Getreide anbauen zu können, daneben aber gleichzeitig durch Ausscheidung von Gemeinweiden auch Viehwirtschaft zu betreiben. Auch die weniger geeigneten steileren Abhänge in den hinteren Jura­tälern sowie die Höhenzüge der Südadachung des Hotzenwaldes wurden intensiv unter den Pflug genommen, was ebenfalls zu vermehrter Siedlungsdichte führte. Bei zunehmender Bevölkerungszahl während gewissen Wachstumsphasen entstanden zusätzliche Gebäude, die bei geschlossener Bauweise wegen des auferlegten Flurzwanges innerhalb des Dorfetters zu stehen hatten (Abb. 1 + 2). Auffallend ist dabei, dass im Fricktal durchwegs und nördlich des Rheins vor allem die Talsiedlungen verdichtete Bauweise entlang von Bächen und Wegen aufweisen (Abb. 3). Auf den Höhenzügen des Hotzenwaldes fällt hingegen auf, dass die Siedlungen eine lockere Streubau-



*Abb. 1: Herrischried DE. Typisch für die Siedlungen auf der Südabdachung des Hotzenwaldes sind die locker gestreuten Höfe, wie dies auf der historischen Aufnahme noch deutlich zu erkennen ist.
(Bild: Hochrhein und Hotzenwald. Badische Heimat 9 [1932])*



*Abb. 2: Nollingen DE. Im Gegensatz zu den höheren Lagen waren die Talsiedlungen schon früh durch dichte Häuserzeilen, die sich Wegen und Bächen entlangziehen, geprägt.
(Bild: Kurt Bächle, Murg DE)*



*Abb. 3: Ueken CH. Der Ausschnitt zeigt im Vordergrund die bis Ende 18. Jh. durch Bauverdichtung entstandene geschlossene Häuserzeile, die in gekrümmter Anordnung dem Verlauf des Dorfbachs folgt. Im 19. Jahrhundert entstand darüber entlang der neu gebauten Staffeleggstrasse eine lockere Zeile von Neubauten.
(Bild: Archiv David Wälcgli, Ueken CH)*

weise mit grossen Hofarealen aufweisen. Dieses Erscheinungsbild wurde schon als Schwarm-siedlung bezeichnet. Auch in den höheren Lagen der Jurahügel gab es spätestens seit dem 15. Jahrhundert verstreut liegende Einzelhöfe, zum Beispiel die Pilgerhöfe bei Oberhof. Allgemein kann beobachtet werden, dass die Möglichkeit einer Besiedlung der Hochterrassen auf dem Urgestein des Hotzenwaldes dank genügend Wasservorkommen genutzt wurde. Die wasserdurchlässigen Böden der Hochflächen in den übrigen Gebieten der hier beschriebenen Landschaft hingegen erschwerten wegen des Wassermangels eine dauernde Besiedlung erheblich. Das mühsame Anlegen von Sodbrunnen und Regenwasserzisternen führte seit dem 18./19. Jahrhundert zum Bau der ersten vereinzelter Höfe auf den Hochflächen des Tafeljuras.

Einzelne Siedlungen wurden im Laufe der Zeit aufgegeben. Die bekanntesten Wüstungsplätze auf der Fricktaler Seite sind Nörikon (Örke) im Wölflinswiler Tal (vor 1500 abgegangen) sowie Rappertshäusern im Forst zwischen Möhlin und Wallbach und Höflingen bei Rheinfelden (beide nach dem 30-jährigen Krieg aufgelassen). Für alle drei Orte werden in der mündlichen Überlieferung Pest und kriegerische Ereignisse als Gründe für die Aufgabe genannt. Rechtsrheinisch sind Helgeringen bei Murg, Stunzingen (an dessen Stelle die Stadt Waldshut errichtet wurde) sowie Welblingen oberhalb Niederhof als Wüstungen bekannt. Zahlreiche Einzelhöfe, Getreide- und Sägemühlen sind im Laufe der Zeit wieder aufgegeben worden, einige wurden auch nach Verschuldung und Zwangsversteigerung durch den Forstfiskus erworben, abgebrochen und das Hofareal aufge-

forstet, so etwa die Labacher Höfe bei Höchenschwand. 1842 wurde der ehemals stiftsäckingische Thimoshof abgebrochen. Die Auswanderung im 19. Jahrhundert führte ebenfalls zur Auflassung von Höfen, die meist abgebrochen wurden; das Ackerland wurde verteilt.

Einzelne Dorfsiedlungen entwickelten sich zu regionalen Zentren, etwa Frick auf der linken, Wehr und Görwihl auf der rechten Seite. Markt und Handel, Handwerk, Gastwirtschaft, aber auch medizinische Versorgung für die Bewohnerschaft der verstreut liegenden Dörfer fanden hier ihren Schwerpunkt. Die Bedeutung von Frick als regionalem Zentrum stieg wesentlich mit der Verleihung des Marktrechts 1701. Wehr, am Fuss der Burg Werrach gelegen, war seit dem 13. Jahrhundert von regionaler Bedeutung, erhielt bereits 1363 das Marktrecht und war Mittelpunkt der von den Herren von Wehr verwalteten Herrschaft, die später an die Freiherren von Schönau-Wehr gelangte. Trotzdem erhielt der Ort erst 1950 das Stadtrecht.

Die Hofentwicklung

Im ganzen beschriebenen Gebiet herrschte seit Menschengedenken das Erbrecht der Realteilung. Dies hat die Entwicklung und Grösse von Höfen und Hofarealen sowie die Lebensweise in den ländlichen Häusern wesentlich beeinflusst. Wird ein Hof ungeteilt an einen einzigen Erben weitergegeben, sind Kontinuität und wirtschaftliche Ertragsbasis weit weniger einschneidenden Veränderungen unterworfen, als wenn ein Hof beim Ableben des Besitzers zu gleichen Teilen unter allen Erbberechtigten aufgeteilt wird. Bei der Realteilung wurden durch das Dorfgericht sämtliche Vermögenswerte wie

Geld und Grundstücke, Hausrat und Haushofstatt, Vieh und Fahrhabe, aber auch die Schulden gleichwertig auf die Zahl der Erben aufgerechnet und durch Loszug verteilt. Durch anschliessende Verhandlungen wurde dann bestimmt, wer den Hof übernehmen konnte und wie dies mit den andern Miterben zu verrechnen war. Nur im günstigsten Fall konnte ein begüterter Erbe die andern auszahlen und den Hof ungeteilt weiterführen. Die Regel war, dass ein Erbe die Haushofstatt übernahm und die andern Erben auszahlte. Vom Land erhielt er seinen Anteil, das heisst einen Bruchteil des ursprünglichen Hofareals, und musste deshalb wieder neue Grundstücke hinzu erwerben oder durch geschickte Einheirat dazu gewinnen. Diese Vorgänge führten zu einer Zerstückelung der Grundstücke, sodass die Parzellengrösse bei Äckern noch vier Aren und bei Rebland weniger als eine Are betragen konnte. Im 20. Jahrhundert wurde unter grossem Aufwand damit begonnen, durch Güterzusammenlegungen (auch Arrondierungen oder Flurbereinigungen genannt) diese Zerstückelung wieder rückgängig zu machen, um eine rationellere Bewirtschaftung der Höfe zu ermöglichen.

Zur Entwicklung des ländlichen Hausbaus

Aus dem Früh- und Hochmittelalter sind in unserem Gebiet erst wenige aussagekräftige Funde von ländlicher Bauweise bekannt. Eine echte Überraschung war die Entdeckung eines alamannischen Hofareals am Allmentweg in Gipf-Oberfrick 1998. Der in die Merowingerzeit zu datierende rechteckige Grundriss

Abb. 4: Rheinfelden CH, Zollstation Keisten. Im Rheinfelder Urbar von 1400 findet sich die älteste bekannte Darstellung eines strohgedeckten Holzhauses in unserer Gegend. Trotz schematischer Ansicht sind Grundschwelle und Pfosten bzw. Bohlen gut zu erkennen, darüber das abgewalmte Strohdach, wie es bei den ländlichen Bauten während Jahrhunderten üblich war. (Bild: Urbar der Feste Rheinfelden. Herausgegeben von Dietrich Schwarz. – Zürich 1973)



von 14 auf 24 Meter belegt unter anderem, dass im Frühmittelalter eine beachtenswerte Zimmermannskunst beherrscht wurde. Es kann eine Firsthöhe von 12 Metern errechnet werden. Das Gebäude dürfte neben Wohn- auch anderen Zwecken gedient haben. Somit könnte es als Urform unserer heute bekannten Mehrzweckbauten gedeutet werden. Diese Bauten, die unter einem Dach Mensch und Vieh, Geräte und Vorräte beherbergten, prägen noch heute das ländliche Siedlungsbild. Grabungen zeigen, dass zu allen Zeiten mehrere Haustypen nebeneinander vorkamen, die sich in Bauweise, Grösse und Funktion unterschieden. So werden vor allem aus der Zeit des Hochmittelalters in den Boden eingetiefte Grubenhäuser mit geringer Grundfläche er-

fasst, die in der Regel als Webkeller gedeutet werden.

Die hochentwickelte Zimmermannsarbeit, wie sie von den Alamannen beherrscht wurde, zeigte sich in entsprechender Holzbauweise. Die natürlichen Gegebenheiten beidseits des Rheins hätten gemauerte Bauten durchaus ermöglicht, wie dies während der römischen Besiedelungsphase auch üblich war. Die Alamannen blieben jedoch ihrer Bautradition treu, und diese sollte sich noch über ein Jahrtausend lang bewähren. Erst seit der frühen Neuzeit veränderten erste Steinbauten das Siedlungsbild in unserer Gegend, als einzelne wohlhabende Bauern ihren Reichtum durch die Errichtung gemauerter Häuser zum Ausdruck brachten.

Die Holzbautradition nutzte geschickt die natürlichen Gegebenheiten. Die umliegenden Waldungen lieferten genügend dauerhaftes Eichenholz und belastungsfähiges Nadelholz für die Konstruktion von Trag- und Dachgerüst sowie die Wandfüllungen. Im saftfrischen Zustand liess sich das gefällte Holz am leichtesten bearbeiten. Dazu wurden vorwiegend Äxte und Beile verwendet. Sofort aufgerichtet, schwand das Holz gleichmässig und trocknete schnell aus. Roggenstroh in den Ackerbaugebieten sowie Schindeln in den höher gelegenen Lagen, in denen Viehwirt-

schaft vorherrschte, wurden als bewährte Materialien für die Dachhaut verwendet.

Die älteste bekannte Abbildung eines Hauses dieses Typs in unserer Gegend ist das vor der Stadt gelegene Zollhaus im Rheinfelder Urbar von 1400 (Abb. 4). Es zeigt einen Ständerbau (stehende Pfosten) auf Schwellbalken (auf der Erde ruhender Kranz aus liegenden Balken) und ein allseitig geneigtes Walmdach mit Stroheckung. Das Holzhaus mit dem tief herabreichenden Walmdach, unter dem Mensch und Vieh vor Regen, Schnee und Wind geschützt waren, prägte unsere Gegend während



Abb. 5: Möhlin. Dorfpartie um 1900. Links ein strohgedecktes Firstständerhaus mit weit herabreichendem Walmdach. Am links liegenden Wohnteil wurden die ursprünglichen Holzwände durch eine steinerne Mantelmauer ersetzt. In der Bildmitte ein Neubau aus der Zeit um 1900, rechts ein Fachwerkbau des 17. Jahrhunderts.

(Bild: Archiv Otto Kym, Möhlin CH)

*Abb. 6: Oberweschnegg DE.
Rückseite eines strohgedeckten
Hauses mit dem für den
Hotzenwald typischen Einfahr.
Der schindelgedeckte Querfirst
wurde erst nachträglich angefügt
und wirkt hier auch eher wie ein
Fremdkörper.
(Bild: Hochrhein und
Hotzenwald.
Badische Heimat 9 [1932])*



Jahrhunderten so nachhaltig, dass es hin und wieder sogar als Alamannenhaus bezeichnet wird. Die Forschungen der jüngeren Vergangenheit haben leider dazu geführt, dass verschiedene Begriffe für den gleichen Haustyp beidseits des Rheins verwendet wurden: Hotzenhaus rechtsrheinisch, Möhlinhaus linksrheinisch (Abb. 5). In Entwicklung, Konstruktion, Funktion und Erscheinungsbild sind diese Bauten jedoch nahezu identisch. Auf dem Hotzenwald wurde in höheren Lagen der Raum zwischen Wand und Dachtraufe im Wohnbereich mit einer umlaufenden verglasten Wand versehen, die vor allem in der kalten Jahreszeit als klimatische Pufferzone diente. Dieser so genannte Schild ist jedoch eine Erweiterung, die erst im Laufe der Jahrhunderte hinzukam. Ähnliches gilt für das Haus im Fricktal, wo die gleiche Zone mit der Zeit als zusätzlicher Wohnraum hergerichtet wurde. Quer zur Firstrichtung lagen Wohnteil mit Küche, Stube und Kammer sowie der Scheunenteil mit Tenne, Stall (darüber die Heubühne) nebeneinander. Die dunkle Küche mit kleiner Lichtöffnung, um der Zugluft und damit der Feuergefahr vorzubeugen, war über zwei Stockwerke offen und wurde von der Feuerstelle mit darüber angebrachtem Rauchfang aus lehmbestrichenem Rutenflechtwerk beherrscht. Die rauchfreie Stube – wahrscheinlich im Lauf der Zeit durch Abtrennung vom eigentlichen Wohn- und Lebensraum entstan-

den – war eingeschossig und durch eine Holzdecke von darüberliegenden Kammern getrennt. Ebenerdig lagen alle Hauptwohnräume, darüberliegende Kammern dienten der Aufbewahrung von Vorräten. Die Holzdecke über dem zweiten Geschoss wurde Füürbüüni (Feuerbühne) genannt. Der Rauch drang durch die Ritzen der Bodenbretter, suchte sich durch die hier zum Trocknen gelagerten Getreidegarben seinen Weg und verliess das Haus nach dem Schwärzen der Dachbalken durch kleine Luken im Stroh- oder Schindeldach. Der Scheunenteil bestand in der Regel aus einer Toreinfahrt zur Tenne und einem daneben liegenden Stall. Auf der Holzdecke über dem Stall, der Brügi oder Heubühne, wurden Futtermittel für das Vieh gelagert. Die Tenne hatte mehrere Funktionen. Im Winter wurde hier das Getreide ausgedroschen und durch Aufwerfen in der Zugluft von Spreu und Staub gesäubert. Als Stauraum für diverse Acker-, Fahr- und Handwerksgeräte eignete sie sich ebenso wie für die Lagerung von Grünfutter, wenn Stallfütterung dies erforderte. Über der Tenne lagen die Oberten, in der Regel zwei hintereinanderliegende Balkendecken, auf denen das ausgedroschene Stroh gelagert wurde. Die Lücke zwischen den Böden reichte bis zum Firstbalken hinauf, an dem das Oberterad befestigt war. Damit konnten nach der Ernte die Garben zur Füürbüüni hochgezogen werden. Im Lauf der Zeit wurden Häuser in Hanglage auf dem Hotzenwald wie

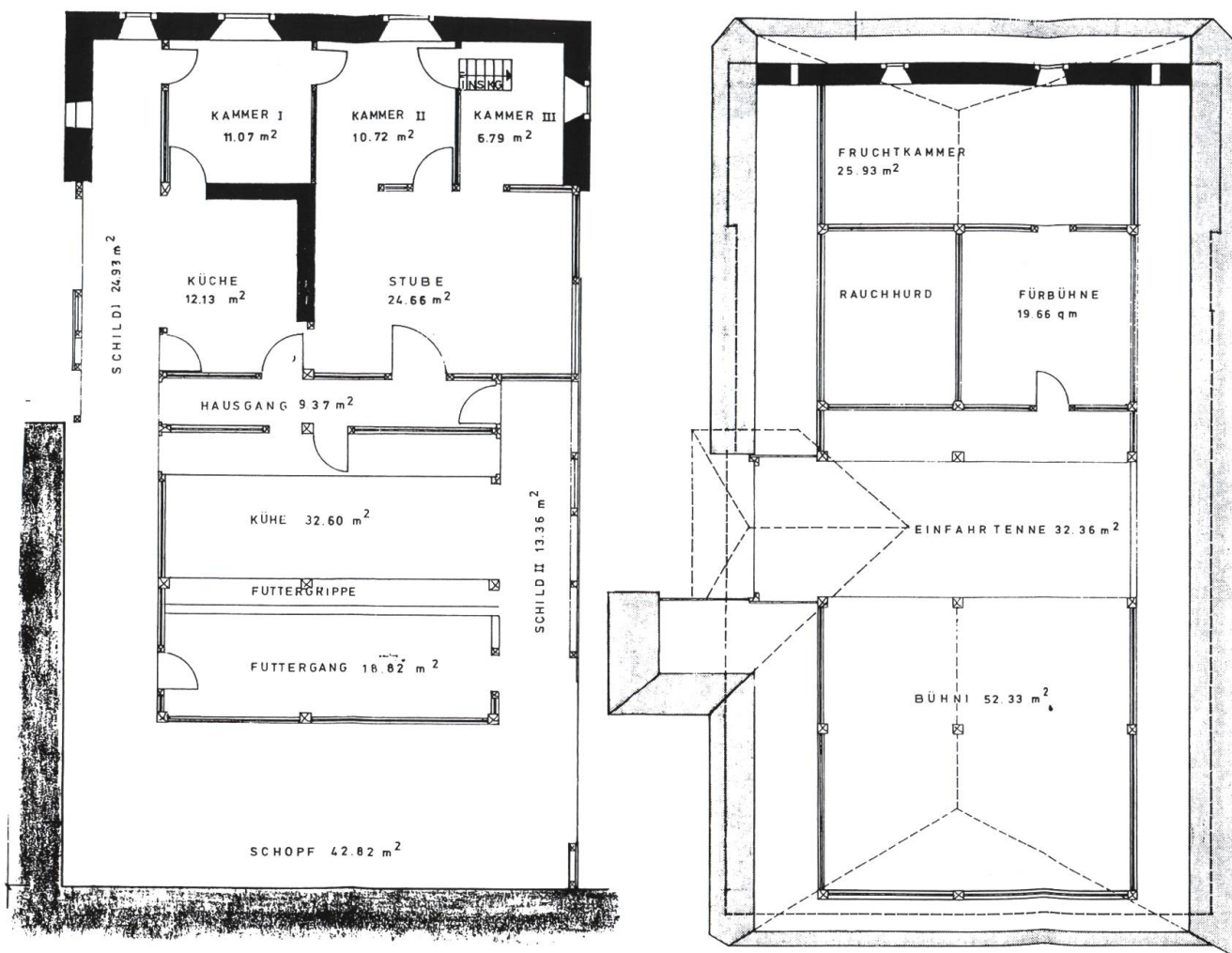
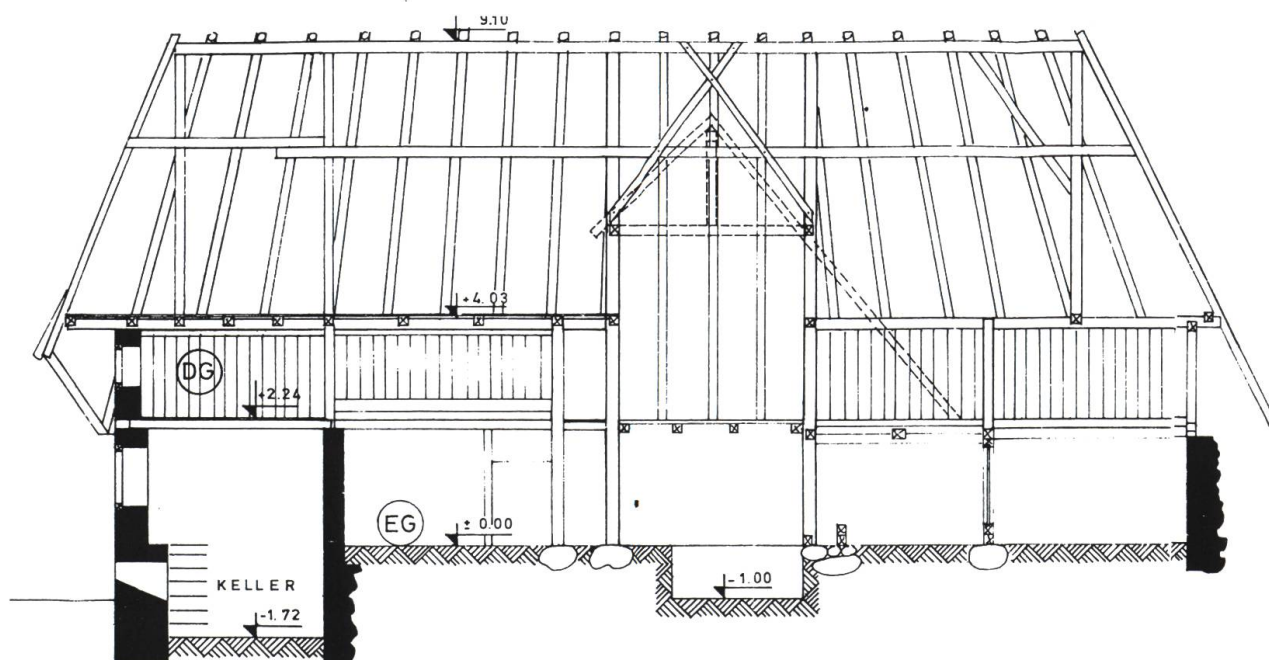


Abb. 7: Grossherrischwand DE, Klausenhof. Grundrisse Erdgeschoss Obergeschoss (Längsschnitt) zeigen den inneren Aufbau eines strohgedeckten Firstständerbaus. Der Wohnteil wurde nachträglich um Raumtiefe vergrößert.
(Bild: Archiv Hermfried Richter, Wehr DE)



in übrigen Gebieten des Schwarzwaldes mit der so genannten Einfahr ergänzt. Auf der Hangseite wurde über der Tenne ein kurzer Querfirst errichtet, unter dessen Dach der Heuwagen direkt auf die Oberte über der Tenne gefahren werden konnte (Abb. 6). Das mühsame Abladen der Futtermittel wurde dadurch bedeutend erleichtert, weil so das Heu auf die Brügi hinunter bzw. hinüber geworfen werden konnte. An den Häusern liessen sich auch die Standesunterschiede ablesen. Die Bauern der Oberschicht bauten grösser und schöner als jene der Mittelschicht, während die Tagelöhner in Kleinbauten wohnten, deren Wirtschaftsteil häufig noch kleiner war als der schon winzig bemessene Wohnbereich (Abb. 7).

Diese Einteilung finden wir durchwegs von den ältesten Ständerbauten in Holz über die spätgotischen Steinhäuser bis zu den Kleinbauernhäusern der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Erst mit den Ausbauhöfen des 20. Jahrhunderts kommt eine Bauweise zur Anwendung, bei der die Ökonomiegebäude von den Wohnbauten getrennt erstellt werden.

Die Firstständerbauten

Aus den mittelalterlichen Pfostenbauten, bei denen die tragenden Ständer direkt in die Erde eingegraben und mit Steinen verkeilt waren, entstanden Bauten mit Grundswellen. Auf einer Steinschüttung wurde ein Kranz aus dauerhaftem Eichen- oder Weisstannenholz verlegt, in den die Pfosten des Traggerüsts eingezapft waren. Beruhend auf diesem Prinzip entwickelte sich der Firstständerbau. Dabei wurde in der Längsrichtung des Hauses eine Reihe hoher Pfosten aufgestellt, die auch als Hochstüde oder Firstständer bezeichnet wurden. Diese Ständer trugen den Firstbalken, über den als Dachbalken eine entsprechende Anzahl Rafenpaare gehängt wurde. Die Rafen wurden mit dem dicken Ende über dem Firstbalken ineinander verzapft und mit Holznägeln gesichert. Sie hingen bis zu den Wandpfetten frei durch und trugen die Lattung für den Stroh- oder Schindelbelag. Je nach Ausrichtung konnte dem Winddruck oder der Niederschlagsmenge durch verschieden geneigte Dachflächen zu-

*Abb. 8: Hochsal DE.
Strohgedecktes Doppelhaus, wie es
im Hotzenwald und im Fricktal
einst häufig war. Die Holzwände
sind durch steinerne Mantel-
mauern ersetzt worden.
Besitzer um 1930:
Tröndle/Schäuble.
(Bild: Hochrhein und
Hotzenwald.
Badische Heimat 9 [1932])*



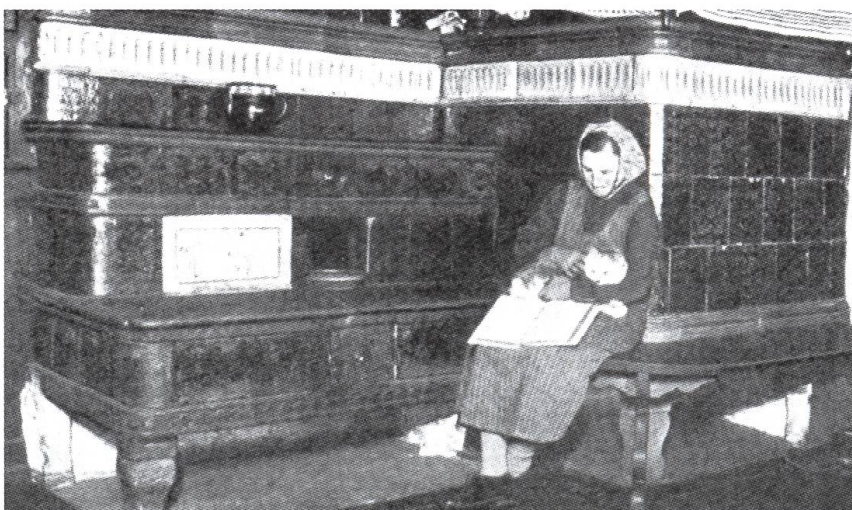


*Abb. 9: Hornberg DE. Die Küchen der Bauernhäuser waren ehemals dunkle, kalte, unwirtliche und spärlich eingerichtete Räume. Nach Einrichtung des geschlossenen Herdfeuers seit dem 18. Jahrhundert wurden die Küchen wohnlicher. Rauchschwärze findet sich auf dieser historischen Aufnahme nur noch im Bereich über dem Holzherd.
(Bild: Hochrhein und Hotzenwald. Badische Heimat 9 [1932])*

sätzlich Rechnung getragen werden. In der Regel waren die Dächer sehr steil, konnten aber auf der schneller trocknenden Sonnenseite etwas flacher angelegt sein.

Ursprünglich bestand die Lattung aus langen, auch gespaltenen Rundstangen, die mit Weidenruten an die Rafen gebunden, später mit Holznägeln daran befestigt waren. Zum Festbinden der Strohschäube (-schauben) wurden lange Haselstecken gebraucht, die auf dem Stroh

niedergedrückt und mit Weidenruten, später mit Draht an die Lattung gebunden wurden. Bei Türen und Toren wurden gespaltene oder von Hand gesägte Bohlen mit Holzzapfen auf Querhölzer genagelt. Auch die Drehangeln und Riegel waren aus Holz, sodass es noch im 17. Jahrhundert möglich war, ein solches Haus fast ohne eiserne Gegenstände zu bauen. Die Küche war ein eher düsterer Raum, bei dem zur Vermeidung von Zugluft kleine Wandöff-



*Abb. 10: Hornberg DE. Zur Beheizung der Stube gehörte seit dem Mittelalter ein Ofen, der seit dem 18. Jahrhundert in der hier abgebildeten Form des Holzbackofens mit angegliederter Sitzkunst errichtet wurde. Im Winter war dies die behaglichste Ecke im ganzen Haus.
(Bild: Hochrhein und Hotzenwald. Badische Heimat 9 [1932])*

nungen ins Freie etwas Licht einfallen liessen (Abb. 9). Zwischen dunklen Balken und dem tonnenförmigen Rauchfang aus lehmverstrichenem Rutengeflecht hindurch konnte man durch die Dunkelheit kaum zur Füürbüüni hinaufsehen. Gekocht wurde bis vor etwa 200 Jahren auf einer ebenerdigen Feuerstelle. Dreibeintöpfe wurden direkt in die Glut gestellt. Von der Küche aus wurde der Stubenofen geheizt, wobei der Rauch in die Küche zurückkehrte. Schon im Mittelalter dürften ganz einfache Heizöfen im Gebrauch gewesen sein. Seit dem 15. Jahrhundert wurden die kuppelförmigen Öfen bereits mit Teller- und verzierten Reliefkacheln aufgesetzt. Die Häuser hatten noch im Mittelalter sehr kleine Fensteröffnungen, die sich mit Holzläden, vielleicht auch mit gespannten Tierhäuten verschliessen liessen. Als Glas erschwinglicher wurde, nahm auch die Fenstergrösse zu. Doch dauerte es noch viele Generationen, bis grössere Fenster in mehrgeschossigen Häusern annähernd so viel Licht in die Wohnräume brachten, wie wir dies heute gewohnt sind.

Die Stube diente in aller Regel als Wohn- und Schlafraum. Noch im 17. und 18. Jahrhundert war die kleine Nebestube den Grosseltern vorbehalten, die Familie schlief in der Stube (Abb. 10). Weil die Stube der einzige geheizte Raum der ländlichen Häuser war, wurden hier im Winter auch Arbeiten verrichtet wie Spinnen, Weben, Schnefeln oder Korbflechten.

Der Firstständerbau liess sich sehr gut den jeweiligen Bedürfnissen anpassen. Grossbauern stellten Häuser mit 12 Meter hohen Ständern auf, vier bis sechs hintereinander, während für ein Tagelöhnerhäuschen zwei Ständer von sieben Metern Höhe durchaus reichten. Als besonde-

re Häuser dürfen die Doppelbauten angesehen werden. Im Fricktal wie auf dem Hotzenwald wurden häufig Doppelhäuser errichtet, deren Firstlänge über 30 Meter betragen konnte. Diese Bauten hingen mit den Wirtschaftsteilen aneinander, die Wohnbauten lagen an den Flanken. Auf dem Hotzenwald sagte man, das sei so, *weil des Vieh besser mitnander auskommt* (Abb. 8). Während im Fricktal die Walmdächer der ehemaligen Strohdachhäuser aus den Dorfbildern fast verschwunden sind, ist auf dem Hotzenwald ein wichtiger Zeuge dieser Baukunst museal erhalten. Der noch mit Stroh eingedeckte Klausenhof in Grossherrischwand, Gemeinde Herrischried, lädt zur Begegnung mit der urtümlichen Bau- und Wohnkultur unserer Gegend ein.

Spätgotische Profanbauten

In den Städten lebten neben den Handwerkern auch Vertreter des Kleinadels. Sie waren von den unwirtlichen Burggemächern in das bequemere Stadthaus gezogen. Der ritterliche Lebensstil mag sich unter anderem noch in auffällig grossen oder hohen Häusern geäussert haben, die sie innerhalb der Stadtmauern erbauen liessen. Im 15. und 16. Jahrhundert gelangte die Steinbauweise auch in ländliches Gebiet, zum Beispiel durch Vertreter der Grundherrschaften bei Pfarr- und Zehnthäusern (Abb. 11). Reiche Bauern der dörflichen Oberschicht wurden sicher dadurch, möglicherweise aber auch durch die städtischen Bauformen, die sie bei ihren Gängen in die Stadt bewundert hatten, auf den Geschmack gebracht, auch im Dorf nach städtischer Bauart zu leben. So kam es, dass sie zwei- und dreigeschossige Wohnbauten mit angehängtem, in der Regel weniger

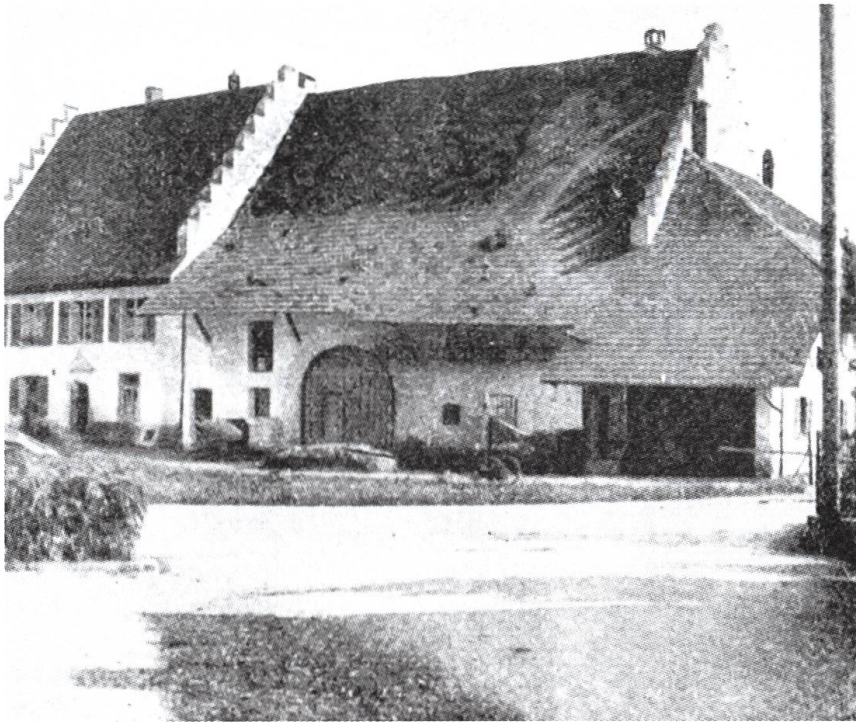


Abb. 11: Möhlin CH. Gelegentlich wurden spätgotische Profanbauten auch mit Treppengiebeln versehen. Diese zwei- bis dreistöckigen Steinbauten wurden auch als Schwedenhäuser bezeichnet, weil sie die Brandschatzungen des 30-jährigen Krieges überdauert haben sollen.

(Bild: Paul Vosseler: Der Aargauer Jura. – Aarau 1928)

hohem Wirtschaftsteil erstellten. Fenster- und Türgewände mussten aus schönen Werksteinen sein, Inschriften und Jahreszahlen durften nicht fehlen. Die Innenräume waren zum Teil sehr grosszügig gestaltet, obwohl man sie nicht unbedingt brauchte. Weil man bis ins 17. Jahrhundert an den in der Stadt überlieferten gotischen Formen festhielt, werden diese Bauten auch als spätgotische Profanbauten bezeichnet. Ihre weiss getünchten hohen Giebel überragten die umliegenden Strohdachhäuser und mögen anfänglich wie Fremdkörper gewirkt haben. An einzelnen Orten wie etwa Möhlin wurden diese Bauten zudem noch mit Treppengiebeln verziert. Viele dieser Bauten sind in den heutigen Dorfbildern kaum mehr auszumachen, doch dürften sie fast überall vorgekommen sein. Viele fielen den Kriegswirren der letzten Jahrhunderte zum Opfer, wurden durch Teilungen umgenutzt und verändert oder einfach abgebrochen, weil sie sich in einem desolaten Zustand befanden.

Fachwerkbau

Die ersten Spuren von Fachwerkbauten stammen im Fricktal aus dem 15. Jahrhundert.

Einige Beispiele von zweigeschossigen Fachwerkbauten aus dem 17. und 18. Jahrhundert beweisen, dass diese eher klein bemessenen Häuser von schöner, harmonischer Gestalt waren und in den Dörfern eigentliche Schmuckstücke darstellten. Leider sind die meisten Fachwerkstrukturen verputzt worden. Weil Nadelholz verwendet wurde, waren die Witterungseinflüsse gravierender als dies bei Eichenholz der Fall gewesen wäre. Die Anlage der Häuser ist beim Grundriss jenem der Firstständerbauten sehr ähnlich. Beim Fachwerkhäuser konnte hingegen das obere Geschoss ebenfalls für Wohnzwecke verwendet werden, weil der Dachvorsprung nicht so weit hinabreichte wie beim Strohdachhaus. Als neues Element finden wir nun das Sparrendach mit stehendem, liegendem oder gemischt gebautem Stuhl. Die Dachlasten wurden nun von den Traufwänden abgefangen, und bemerkenswert ist dabei häufig das Fehlen eines Firstbalkens. Als Dachbelag wurde hin und wieder noch Stroh verwendet, in der Regel jedoch ersetzt nun Flachziegel den weichen Belag. Für Binnenwände, aber auch an Giebeln wurde Fachwerk lange Zeit auch beim Steinbau verwendet.

*Abb. 12: Nordschwaben DE.
Fachwerkbau des 17./18. Jahr-
hunderts mit liegendem
Dachstuhl, wie er beidseits des
Rheins in den Dörfern häufig
anzutreffen war. Der Riegelbau
bestand in unserer Gegend aus
Nadelholz und wurde meist mit
Verputz versehen, um das Holz
vor Witterungseinflüssen zu
schützen.*

*(Bild: Angelika Arzner,
Laufenburg DE)*



Gemauerte Bauernhäuser

Die kaiserliche Forstordnung aus der Mitte des 18. Jahrhunderts war aus Gründen des steigenden Holzmangels erlassen worden. Darin wurde unter anderem festgehalten, dass bei Hausbauten das erste Geschoss – gemeint ist das Erdgeschoss – gemauert sein müsse. Dies bedeutete im ganzen vorderösterreichischen Hoheitsgebiet den Untergang der strohgedeckten Ständerbauten. Einige konnten sich noch 200 Jahre lang halten, so solide waren sie gebaut, Neubauten jedoch gab es keine mehr. Nun traten gemauerte Häuser an die Stelle einer jahrhundertealten Holzbautradition.

Diese Steinbauten wiesen zwar häufig noch Holzelemente auf – etwa Fachwerk- oder gar Bohlenwände im Innern –, äusserlich erschienen sie als Häuser aus verputztem Bruchsteinmauerwerk mit Ziegeldach. Auch diese Bauten waren im Grundriss ein Abbild des Firstständerbaus: Küche mit Nebenraum und Stube mit Nebenstube zeichneten den Wohnbereich aus. Die Kammern darüber konnten auch für Wohnzwecke gebraucht werden. Häufig lebte hier eine zweite Familie. Daran folgten Stall oder Tenne, je nach Geschmack des Bauherrn (Abb. 12). In einigen Dörfern setzte diese Versteinerung schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts ein, in anderen verzögerte sie sich.

Häufig wurden nun auch bestehende Strohdachhäuser mit einer Mantelmauer versehen, vielleicht um einen Steinbau nachzuahmen, vielleicht auch als Ersatz für schadhafte Holzteile. Zunehmender Baudruck innerhalb der Dorfetter führte zu geschlossener Bauweise. Den Strassen vieler unserer Dörfer entlang entstanden so ganze Häuserzeilen. Den Bauten sieht man durch die Wahl der Formen für die Fenster-, Tür- und Torgewände an, ob sie noch vom Barock beeinflusst waren, sich bereits dem Biedermeier verschrieben haben oder sich gar an der strengen klassizistischen Formensprache orientierten. Im Vergleich zu andern Landesgegenden waren der Hotzenwälder wie der Fricktaler nie besonders begeisterungsfähig, wenn es darum ging, seine Behausung mit allerlei Zierat zu schmücken. Einfachheit und Bescheidenheit waren prägend für Genera-

tionen von Bauernhäusern und widerspiegeln damit den Charakter ihrer Erbauer und Bewohner.

Bisweilen können in den Dörfern des beschriebenen Gebietes noch die Kleinbauten der so genannten Rucksackbauern entdeckt werden. Mit zunehmender Industrialisierung seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nahmen viele Kleinbauern den Weg in die Industriezentren unter die Füße, wo sie tagsüber der Lohnarbeit nachgingen, um nach Feierabend auf ererbtem Kleingütlein noch Landwirtschaft mit vielleicht einer Kuh und ein paar Geissen zu betreiben. Der geringe Wohlstand ermöglichte es, ein einstöckiges Kleinbauernhaus mit Scheuerlein und kleinem Stall zu bauen, das in Gliederung wie äusserer Erscheinung als Zwergausgabe der bestehenden mittleren und grösseren Bauernhäuser anzusehen ist.

Anmerkungen

- ¹ Möhlin, Brunngasse. Grabung der Aargauischen Kantonsarchäologie vom Sommer 2001. Freundliche Mitteilung von David Wälchli.

Literatur

BUSSE, HERMANN ERIS: Hotzenland und Hotzenvolk. – In: Hochrhein und Hotzenwald. Badische Heimat 19 (1932).

HAUSER, ALBERT: Was für ein Leben, Schweizer Alltag vom 15. bis 18. Jahrhundert. – Zürich: NZZ 1987.

METZ, RUDOLF: Geologische Landeskunde des Hotzenwalds. – Lahr: Schauenburg 1980.

RÄBER, PIUS: Die Bauernhäuser des Kantons Aargau. Band II, Fricktal und Berner Aargau. Herausgegeben von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. – Baden 2002.

VOSSELER, PAUL: Der Aargauer Jura, Versuch einer länderkundlichen Darstellung. – In: Mitteilungen der Aargauischen Naturforschenden Gesellschaft, 18. Heft. – Aarau 1928.